

Zur

Erinnerung an den 22. März 1797.

*Das Teilnehmende in der alt. Agnatenliste*

## Gedächtnisrede

gehalten in der Aula

der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin

am 21. März 1897

von

Heinrich Brunner.



*u 24 Rara*

Berlin 1897.

Druck von W. Buxenstein.

### Hochgeehrte Festversammlung!

Seit etlichen Jahren häufen sich die bedeutsamen Gedächtnistage der deutschen Geschichte und ihrer Helden. In rascher Folge drängen sich akademische Festakte, die mächtigen Erinnerungen geweiht sind, um uns von der stillen Arbeit des Werktags in diesen festlich geschmückten Saal zu rufen. Denn die Universität will und darf nicht zurückbleiben, wenn das ganze deutsche Volk eine nationale Gedenkfeier begeht, am allerwenigsten aber bei der Jahrhundertfeier des Tages, an dem der erste Kaiser des Deutschen Reiches geboren worden ist.

Viele Jahrzehnte hindurch hatte die Universität Berlin das besondere Glück ihre Thätigkeit unmittelbar vor den Augen des hochseligen Herrn zu entfalten, der gelegentlich den Rektor scherzhaft als seinen Nachbar bezeichnete. Er freute sich, von seinem Arbeitszimmer herüberblickend, zu beobachten, wie an heiteren Frühlings- und Sommertagen die akademische Jugend nach dem Stundenschlage aus den Hörsälen in den Vorgarten schwärmte und diesen mit buntem Gewimmel erfüllte. Und er machte wohl auch im Stillen seine Bemerkungen über die Träger der farbigen Mützen, die lange über das akademische Viertel hinaus hinter dem Gitter des Gartens sichtbar blieben. Auf ihrem

tagtäglichen Wege konnten Lehrer und Schüler in günstigem Augenblick an dem bekannten Eckfenster die ehrwürdige Hochgestalt ihres Kaisers wahrnehmen, nicht ohne dass ein leiser Abglanz seiner schlichten, gütevollen Grösse sich in ihre Seele schlich.

Offenen Sinnes schätzte er die selbständige Bedeutung der Universitäten für das geistige und sittliche Leben seines Volkes. Wissenschaftliche Arbeit achtete er nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch als eine der Grundlagen politischer Macht und militärischer Erfolge. Als 1858 die Universität Jena ihr dreihundertjähriges Bestehen feierte, überschickte er ihr die Büsten Fichtes, Hegels und Schellings, die, wie es in dem Schreiben hiess, in Preussen die Hauptförderer des wissenschaftlichen Lebens geworden sind. „Wie meine Vorfahren, so äusserte er sich 1868 in Kiel, die Pflege der Wissenschaften als eine ihrer Hauptaufgaben betrachteten, so werde auch ich thun, was in meinen Kräften steht, um die weitere Entwicklung und Blüte der Universitäten zu fördern.“ Gleich jedem seiner Versprechen hat er auch dieses treulich gehalten. Das zeigt die Gründung der Kaiser Wilhelms Universität zu Strassburg, die er laut der Stiftungsurkunde errichtete, „auf dass der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihe.“ Das zeigt der Aufschwung der in der Mitte der Reichshauptstadt wirkenden Universität, die er gewissermassen als die centrale geistige Festung des preussischen Staates betrachtete. Dass sie die erste Universität Deutschlands bleiben müsse, hat er gelegentlich in einer Mitteilung an den Minister Falk nachdrücklich betont. Nach der Heimkehr aus dem französischen Kriege empfing er unseren akademischen Senat, dessen Glückwünsche er mit der Bemerkung beantwortete, er theile mit Freuden die Hoffnung, dass die erregene Einheit Deutschlands auch den Universitäten und ihrer

Pflege der Wissenschaften zur Förderung dienen werde. Die grosse geistige Kraft und Bildung Deutschlands sei in diesem Kriege glänzend hervorgetreten nicht nur in den gebildeten Elementen der Armee, sondern auch in dem gemeinen Manne. Das sei aber nur dadurch möglich geworden, dass in den höheren Kreisen, von denen die eigentliche Hebung der Wissenschaft und des geistigen Lebens ausgehe, der rechte Sinn und Geist herrsche. Er danke der Universität, dass sie an dem Sinne, in dem sie von seinem Vater gegründet sei, fest halte und diesen in so hohem Grade bewähre; sie möge fortfahren in dieser Weise zum Heile des Vaterlandes zu wirken.

Einfach und wahrhaft, wie Kaiser Wilhelm seit frühester Jugend war, liebte er einfache Rede und wahrhaftes Wort. Alles, was an Uebertreibung streifte, stiess ihm ab. In den bekannten Lebensgrundsätzen, die er aus Anlass der Konfirmation niederschrieb, bemerkte er u. a.: „Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein.“ Schmeichelworte sind an dieser Stelle nie gefallen, weder byzantinische noch demagogische. Sie wären zudem eine Sünde wider das Andenken des Verewigten, das ihrer wahrlich nicht bedarf.

Von dem Jahrhundert, das heute verfliehet, hat Wilhelm I. volle neun Zehntel durchlebt. Der heutige Festtag wird uns daher zugleich zum Tage der Erinnerung an das letzte Jahrhundert der deutschen Geschichte. Darin besteht eben der hohe sittliche und nationale Wert solcher Gedächtnistage, dass das Volk bis in die tiefsten Schichten hinein sich der Vergangenheit besinnt und damit sein geschichtliches Bewusstsein kräftigt, was doppelt notwendig ist in einer Zeit, in der mehr denn je geschichtslose Mächte uns loszureissen suchen vom Boden der vaterländischen Entwicklung.

Was der Gefeierte uns gewesen, können wir uns nicht besser vergegenwärtigen, als wenn wir uns in die Lage versetzen, in der um die Zeit seiner Geburt das deutsche Volk sich befand. In Preussen regierte damals Friedrich Wilhelm II, ein wohlwollender und ritterlicher König, der aber die sprichwörtliche Beharrlichkeit und Arbeitskraft der Hohenzollern vermissen liess und unter dem Einflusse schlimmer Günstlinge stand. Seit Erwerbung der Weichsellinie war Preussen zu zwei Fünfteln polnisches Land, die preussische Regierung aber auf dem besten Wege die neuen Unterthanen durch Schlafheit und Unsicherheit der Behandlung gründlich zu verziehen. Wie einstens das sächsische Kurhaus durch die Verbindung mit dem polnischen Adel seine Stellung im evangelischen Deutschland eingebüsst hatte, so war damals das Haus Hohenzollern durch die nach Osten gewendete Politik von dem nationalen Kurse abgedrängt worden, den es seit den Tagen des grossen Kurfürsten innegehalten hatte. Eine verhängnisvolle Kette politischer Schwankungen und Missgriffe hatte Preussen gezwungen den Schritt zu thun, den Heinrich von Treitschke den schwersten politischen Fehler unserer neuesten Geschichte nennt, den Frieden von Basel zu schliessen und damit auf den Schutz der deutschen Westgrenze und auf die Führung des deutschen Volkes in den drohenden Existenzkämpfen gegen Frankreich zu verzichten. Das preussische Heer war vernachlässigt und durch die ergebnislosen Feldzüge der letzten Kriegsjahre demoralisirt. Unwiderrullich war die Zeit versäumt den morschen Bau des deutschen Reiches einermassen wetterfest zu machen gegen die vom Westen heranziehenden Stürme. Die deutsche Kaiserkrone trug als der letzte der deutschen Kaiser, das volle Gegenbild unseres Helden, Franz II, der ebenso undeutsch als unkeiserlich den Interessen seines Hauses die des Reiches preisgab und bei seinen Unter-

thanen weder Volks- noch Staatsgefühl, sondern nur dynastisches Gefühl dulden wollte. Bonaparte, der seinen glühenden korsischen Patriotismus längst über Bord geworfen hatte, weil er dabei nicht auf seine Rechnung gekommen war, vollendete eben seinen Siegeszug gegen Oesterreich, durch den er den Grundstein seiner Weltherrschaft legte.

In jener politisch trostlosen Zeit vollzog sich der wunder-same Aufschwung der deutschen Litteratur, der das deutsche Volk wieder als ebenbürtig einführte in die Reihe der grossen Kulturvölker. Schiller arbeitete an der grossen deutschen Tragödie seines Wallenstein. Goethe dichtete eben das schönste seiner epischen Werke, Hermann und Dorothea, dessen Handlung im Sommer 1796 spielt, das Gedicht, in dem es ihm gelang, die wärmsten nationalen Töne anzuschlagen. Fürwahr, anders wäre es gekommen, hätten die preussischen Machthaber jener Jahre die Worte beherzigt, die er seinem Hermann in den Mund legt:

Der Mensch, der zu schwankender Zeit auch schwankend gesinnt ist,  
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter.  
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich —

herrliche Worte, deren Schlusssatz hundert Jahre, nachdem er entstanden, auf dem Sockel eines Denkmals für Kaiser Wilhelm eingemeisselt werden könnte. Klingt er uns doch heute in die Seele, als hätte ihn der grosse Dichter dem in Beharrlichkeit grossen Kaiser als goldene Lebensregel in die Wiege gelegt. Liest man jetzt das klassische Epo: mit dem Auge des Historikers, so kann man sich kaum des Gedankens entschlagen, es sei doch weniger die Schuld unserer grossen Denker und Dichter als die Schuld der Politiker gewesen, dass unsere klassische Bildung eine so durchaus unpolitische wurde und weltbürgerlichem Idealismus anheimfiel. Hätte Preussen unter Friedrich Wilhelm II. seinen deutschen Beruf mit Kühnheit und Umsicht verfolgt, so würde unsere Litteratur sich mehr mit

nationalem Gehalte erfüllt, so würden die politische und die geistige Entwicklung des deutschen Volkes sich nicht auf Jahrzehnte hinaus wie Oel und Wasser geschieden haben.

„In diesen traurigen Tagen, die“, wie Goethe die klar blickende Dorothea vorhersagen liess, „noch traurige Tage versprechen“, wurde der geborene, der berufen war, aus dem Chaos der deutschen Zustände das deutsche Reich zu schaffen. In seine frühe Jugend fiel die furchtbare Katastrophe, die als Erbschaft der geschilderten Politik über Preussen hereinbrach. Der Verlust der Westmarken, die Gründung des Rheinbundes und die Auflösung des Reiches hatten enthüllt, was aus dem ausserpreussischen Deutschland werde, wenn Preussen angehört hatte, ein lebendiges Glied des deutschen Volkes zu sein. Die Ereignisse der Jahre 1806 und 1807 brachten die Offenbarung, welches Geschick einem Preussen beschieden sei, das durch die Abkehr von den nationalen Aufgaben seinem geschichtlichen Berufe untreu geworden war.

Kaiser Wilhelm hat die Eindrücke der düsteren Zeit, welche die königliche Familie nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt im Osten der Monarchie verbrachte, stets in lebendiger Erinnerung behalten. Ein bescheidenes Erlebnis jener Jugendjahre, über das verschiedene legendarische Ueberlieferungen vorliegen, wurde bestimmend für die Wahl seiner bekannnten Lieblingsblume. Mit dem erstaunlichen Gedächtnis, das er sich bis in das höchste Alter bewahrte, ergänzte er als 85jähriger Greis in einem Lebensbilde, das ihm der Verfasser vor dem Drucke zur Einsicht vorgelegt hatte, die Liste der Werke Friedrichs des Grossen, die er 1808 und 1809 zu Königsberg mit besonderem Eifer gelesen hatte. Und sicherlich hat er am 19. Juli 1870, als er nach der französischen Kriegserklärung das Grab der Mutter besuchte, in stiller Betrachtung der Worte

gedacht, mit denen sie ihn und seinen älteren Bruder vor 64 Jahren im Schlosse zu Schwedt angeeifert hatte, nach dem Ruhme des Helden zu streben und das Vaterland wieder zu Ehren zu bringen.

Auf die Befreiungskriege, in welchen der junge Prinz Wilhelm die Hoffnung der Armees und der Liebbling ihrer Helden geworden war, folgte die lange Reihe stiller Friedensjahre, die Zeit, da romantischer Ueberschwang das geistige Leben der Nation durchtränkte, zugleich aber die nüchterne Thätigkeit des preussischen Beamtentums in harter geräuschloser Arbeit die Wunden der Kriegsjahre heilte und die Grundlagen für Preussens Zukunft und Deutschlands wirtschaftliche Einigung schuf. In jenen Jahren reite Prinz Wilhelm zur vollen Manneskraft heran, unempfindlich für die Schwärmereien schimmernder Romantik, dagegen in idealer Auffassung der Staatsaufgaben, in Pflichttreue und fachmännischer Tüchtigkeit Abbild und Vorbild jener opferungsfähigen Generation preussischer Staatsdiener.

Wie Prinz Wilhelm damals über die Jämmerlichkeit der deutschen Zustände und über die Passivität der preussischen Politik dachte, wie sehr er gleich den Besten des Volkes über das dürftige nationale Ergebnis der Befreiungskämpfe enttäuscht war, ergiebt in voller Deutlichkeit sein Brief an Oldwig von Natzmer vom 31. März 1824. „Hätte die Nation Anno 1813 gewusst, dass nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Es ist das eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage . . . Die einzige Aufstellung jener Frage verpflichtet aufs heiligste einem Volke von elf Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen

erlangte, die weder früher noch später gesehen wurden noch werden gesehen werden.“

Nachdem Prinz Wilhelm eine Jugendheigung zu einer Prinzessin aus polnisch-litauischem Geschlechte dem Gebote des Vaters und der Liebe zum Vaterlande geopfert hatte, vernünftete er sich 1829 mit der Prinzessin Augusta von Weimar. Es ist ein ebenso ausprechen-der als fruchtbarer Gedanke unserer neuesten Geschichtsschreibung, dass wir nach langen Zwiespalt durch die Versöhnung und Verbindung der stahlharten Kraft des preussischen Staates mit dem schmiegsamen Reichtum unserer geistigen Bildung wieder ein Volk geworden sind, dass erst durch die Vereinigung der stärksten politischen Macht mit der Macht der deutschen Kultur die vorhandene Kluft zwischen Denken und Wollen, zwischen Wort und That überbrückt und dadurch die Einheit Deutschlands ermöglicht worden sei. Rückschauend dürfen wir heute in der Vermählung des Prinzen Wilhelm, des tapferen und schlichten preussischen Soldaten, mit der unter Goethes Augen in der geistigen Atmosphäre Weimars und in den Erinnerungen an die grösste Epoche unserer Litteratur aufgewachsenen Prinzessin das hoffnungsvolle Vorzeichen der politischen Wiedergeburt erblicken.

Prinz Wilhelm fasste dieses Ziel fest ins Auge, tief durchdrungen von der Ueberzeugung, dass es nur durch die Stärkung der preussischen Wehrkraft zu erreichen sei. Er wankte nicht in seiner Gesinnung, als er 1848 von einem Teile des deutschen Volkes verkannt und grundlos verlästert wurde und der Wuth des aufgehetzten Pöbels auf Befehl des Königs durch eine Reise nach England ausweichen musste. Im Sommer 1849 wurde er Oberbefehlshaber der Operationsarmee, welche die in Baden und in der Pfalz ausgebrochenen Aufstände niederschlagen sollte. Die Gedanken, mit denen er gegen das von dem Polen Mieroslawski geführte Revolutionsheer ins Feld zog, spricht sein Schreiben an

General von Natzmer vom 20. Mai 1849 aus. „Ob die Zeit zur Einheit gekommen ist, weiss Gott allein. Dass Preussen be- ganzen Geschichte.“

Bei Antritt der Regierung hatte der Held, den wir heute feiern, bereits das Alter überschritten, in welchem der Mann nach dem Sagenspiegel über seine Tage hinaus ist, das Alter, in dem er nach preussischem Landrecht und nach dem bürgerlichen Gesetzbuch von der Pflicht befreit ist, die Bürde einer Vormundschaft zu übernehmen. Der hochselige Herr hat nicht nur, nachdem er über seine Tage hinaus war, als Mundwalt des preussischen Staates die Regierung mit fester Hand geleitet, sondern noch als Greis das grosse Werk vollbracht, wodurch das deutsche Volk aus dem Zustande politischer Unmündigkeit heraus zu seinen Tagen kam, den grössten seiner mehr als tausend-jährigen Geschichte. Er gehörte zu den begnadeten Naturen, die sich zwar langsam entwickeln, aber später als der Durchschnitt der Menschen den Höhepunkt inneren Wachstums erreichen und dank der aufgesparten Kraft geistige und körperliche Frische bis in das höchste Alter bewahren. Seine lange Lebenslinie gleicht einigemassen der aufsteigenden Entwicklungslinie des deutschen Volkes seit 1797. Als Knabe schwächlich und kränklich, ist er erst während der Befreiungskriege erstarkt. In aller Stille reifte er dann seiner hohen Mission entgegen. Als Prinz nur für das militärische Fach gründlich geschult, lebte er sich dennoch unschwer in den vielseitigen Beruf des Regenten hinein. Denn er brachte dazu etwas Besseres mit als eine todte Masse auf-gestapelten Wissens und ein statisches Packet fertiger Meinungen. nämlich einen unversiegbaren Lerntrieb und das Bedürfnis, sich über auftauchende Fragen bei tüchtigen Fachmännern zu orientieren. So bildete er mit unermüdlichem Fleiss in allen Zweigen

der Staatsverwaltung die angeborenen Herrscherkräfte aus. Sie wuchsen, je grösser die Schwierigkeiten wurden, die seinen Plänen entgegentraten, und bestanden die Feuerprobe, als es galt, in schwerem Konflikt die Grundbedingung aller späteren Erfolge, die Reform des Heerwesens, durchzuführen. Von dem gewaltigsten und genialsten Staatsmanne der deutschen Geschichte beraten, reckte er sich in den sieben Jahren der deutschen Einheitskämpfe zu jener ehrwürdigen Heldengestalt aus, als die er im Herzen seines Volkes fortlebt und fortleben wird.

Es waren die Jahre, in welchen der deutschen Nation beschieden war, wieder gutzumachen, was sie seit Jahrhunderterten an sich selbst gestündigt. Angesichts der Ereignisse des Jahres 1809, als Schills heldenmütiger Befreiungsversuch gescheitert und Oesterreichs Erhebung gegen Napoleon niedergeworfen war, hatte Königin Luise, an der nächsten Zukunft Deutschlands verzagend, in tiefstem Schmerze ausgerufen: Ade Germania! Allerdings wurde nach den Befreiungskriegen am grünen Tisch der Diplomaten Germania wiederhergestellt. Aber sie bezog eine Miethswohnung in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt a. M. und ihre kümmerliche Gestalt trug ein Aktenbündel unter dem Arm und eine Schreibfeder hinter dem Ohr. Vergebens versuchten die Männer der Paulskirche mit redlichem Bemühen, eine würdigere Germania zu schaffen. Sie brachten zwar einen Rumpf zu Stande, vermochten jedoch nicht, ein dazu passendes Haupt zu gestalten. Als 1863 der Kaiser von Oesterreich den Fürstentag versammelte, um die deutschen Bundesverhältnisse in österreichischem Sinne zu reformieren, wurde, wie kürzlich Oncken mitteilte, in Frankfurt a. M. zur Feier des Ereignisses ein grosses Feuerwerk abgebrannt, bei dem als Schlusseffekt das Flammenbild der wiedergeborenen Germania sich erheben sollte. Es zischte wohl und es prasselte, es stiegen Schwärmer und Raketen. Allein die erwartete k. k. Germania

entwickelte sich nicht. Nach der Schlacht von Königgrätz sank der Bundestag über verstaubten Protokollen lautlos zusammen. Aber aus dem Pulverdampf der lothringischen Schlachtfelder schwebte unter dem Donner der Kanonen das wahre Sinnbild unseres Volkstums, eine erzgepanzerte und schwertgerüstete Germania, empor, um dem preussischen Heldenkönig die Kaiserkrone auf die Stirn zu setzen.

Nur ungern hat sich König Wilhelm in die Annahme der Kaiserkrone gefügt. Sich in den neuen Titel zu finden, wurde ihm schwer, und er hätte gewünscht, ihn in seinem hohen Alter vermeiden zu können. Dürfte er sein persönliches Gefühl entscheiden lassen, so hätte er sich mit dem Amte eines Herzogs der Deutschen begnügt. Noch am Tage der Kaiserproklamation schrieb er an Kaiserin Augusta: „Eben kehre ich vom Schloss nach vollbrachtem Kaiserakte zurück. Ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war . . . vor allem über den Schmerz, den preussischen Titel verdrängt zu sehen. In einer Konferenz gestern . . . war ich zuletzt so moros, dass ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz Alles zu übertragen.“ Er hat es nicht gethan, sondern im Dienste des Vaterlandes, wie er es früh gelernt hatte, sich selbst bezwungen. So ist das deutsche Kaisertum nicht nur das Ergebnis der deutschen Kämpfe, nicht nur die Erfüllung des einmütigen Wunsches der deutschen Fürsten und des deutschen Volkes, sondern auch die Frucht eines schweren Sieges, den der erste Kaiser gegen die tiefsten Empfindungen seines Herzens erringen musste.

Merkwürdig, ja wunderbar bleibt es, wie mitunter grosse Situationen sich nach Jahrtausenden kopieren und weltgeschichtliche Notwendigkeiten sich gegen die Neigung der auserkorenen Werkzeuge vollziehen. Bekanntlich geht das Wort Kaiser, wohl

das älteste lateinische Lehnwort des Germanischen, auf den ursprünglichen Klang des Nennens Cäsar zurück. Als einst dem grossen Römer das Diadem angeboten wurde, schlug er es aus, weil er auf die Stimmung der Massen Rücksicht nehmen musste. Der Ablehnung der Königswürde entkeimte der Kaiserfidel. Denn wenn Cäsar seinem innersten Wunsche entsprechend das Abzeichen des Königtums angenommen hätte, so wäre schwerlich über dem Königtum eine besondere Cäsarenwürde emporgewachsen und hätte sich nicht schliesslich der staatsrechtliche Begriff des Kaisertums ausbilden können. Als Papst Leo III. am Weihnachtstage des Jahres 800 Karl dem Grossen die Kaiserkrone aufsetzte, wurde dieser höchlichst überrascht. Wie sein Biograph Einhard erzählt, äusserte sich Karl nachträglich, er wäre trotz des hohen Festtags nicht zur Kirche gegangen, wenn er um den Plan gewusst hätte. Vermutlich war es seine Absicht gewesen, die Kaiservürde in anderer Form und im Einvernehmen mit dem oströmischen Kaiser anzunehmen. Erst nachdem er von ihm anerkannt war, verband Karl das Kaisertum, das er bis dahin nur als persönliche Würde behandelte, mit seinem Reiche und mit seinem Geschlechte, indem er nach dem Vorbilde der weltlichen Kaiserkrönung des byzantinischen Hofes seinen Sohn Ludwig zum Kaiser erhob und krönte.

Indem König Wilhelm sich als Kaiser proklamieren liess, wollte er ein nationales Kaisertum herstellen und nicht ein universales, wie es das Kaisertum des heiligen römischen Reiches deutscher Nation gewesen war. Dank einer kirchlichen Fälschung, der sogenannten Constantinischen Schenkungsurkunde, laut welcher Kaiser Constantin dem Papste Sylvester seine Kaiserkrone und die Herrschaft über das Abendland geschenkt habe, erschien das mittelalterliche Kaisertum der Welt als eine durch das Papsttum vermittelte Fortsetzung des römischen Imperatoriums. Damit

war ihm der verhängnisvolle Gedanke des imperium mundi juristisch eingepflpft, so dass es über den Widerstreit zwischen glänzendem Schein und unzulänglicher Machtfülle nicht hinauskam. König Wilhelm erneute das Kaisertum, nicht um dem Phantom einer Weltherrschaft nachzujagen, sondern, wie die unvergesslichen und oft citierten Worte der Kaiserproklamation sagen: „um in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen, um allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gessittung.“

Wie ernst er es mit diesen Aufgaben nahm, beweisen die stielzehn segensreichen Friedensjahre, in welchen das junge Kaisertum des greisen Kaisers das Reich seinen Widersachern zum Trotz befestigte und ihm die Bahnen der künftigen Entwicklung wies.

In der Zeit des alten Bundes hatte es sich zugetragen, dass der Bundestag, von den Hansestädten um Schutz gegen die afrikanischen Piraten angegangen, den kläglichen Beschluss fasste, die fremden Seemächte bitten zu lassen, sie möchten doch gütigst auch den deutschen Seehandel schützen. Im Bundestage fehlte das Gefühl für die Schmach dieses Beschlusses und für die Demütigung, die in dem Eingeständnis lag, dass das deutsche Volk zur maritimen Ohnmacht verurteilt sei, dasselbe Volk, das einst in den Tagen der Hansa die Meere beherrscht hatte. Um so bitterer empfand man den Mangel einer deutschen Seewehr in den breiten Schichten des gebildeten Bürgertums, und 1848 war der Ruf nach einer deutschen Flotte eine der dringlichsten nationalen Forderungen. Als für diesen Zweck allgemeine Samm-



lungen in Gang kamen, zeichnete der Prinz von Preussen, der sich eben in London aufhielt, einen namhaften Beitrag. Leider ging die Verirrung der Gemüter damals so weit, dass unter den Deutschen Londons Stimmen laut wurden, man dürfe für solchen Zweck eine Gabe aus solcher Hand nicht annehmen, und dass es energischer Intervention bedurft, um die geplante Ablehnung der Spende zu verhindern. Nach der Thronbesteigung liess König Wilhelm auch dieses nationale Ziel nicht aus dem Auge. „Soll Preussen“, so erklärte er 1865, „der ihm durch seine Lage und politische Stellung zugewiesenen Aufgabe genügen, so muss für eine entsprechende Ausbildung der Seemacht Sorge getragen werden“. Parlamentarische Schwierigkeiten blieben ihm auch in dieser Frage nicht erspart. Dennoch haben wir es dem hochseligen Kaiser zu verdanken, dass wir es nicht mehr nötig hatten, bei fremden Nationen um gnädige Beschützung unseres Handels zu betteln, dass wir der Notwendigkeit enthoben wurden Sammelbüchsen für eine deutsche Flotte aufzustellen, und dass wenigstens die achtenswerten Anfänge einer deutschen Marine geschaffen wurden.

Als seit dem Ausgang des Mittelalters die romanisch-germanischen Nationen überseeische Kolonien gründeten, hielt das deutsche Volk, durch inneren Zwiespalt gelähmt, sich abseits von den Bahnen der Kolonialpolitik. Trotz des folgenschweren Versäumnisses, trotz der eifersüchtigen Missgunst der Seemächte, trotz des englischen Dogmas, dass die Sucht nach Landerwerb unsehrlich sei für einen zum Alliierten Englands geschaffenen Staat, hat die Regierung Kaiser Wilhelms die im Volke längst vergessenen Pläne des grossen Kurfürsten wieder aufgegriffen und glücklicher als dieser den dauerhaften Grund gelegt für eine deutsche Kolonialmacht.

Schlechterdings unmöglich ist es, heute all' der Verdienste

zu gedenken, die sich Kaiser Wilhelms Regierung um die Gestaltung der inneren Verhältnisse Preussens und des deutschen Reiches erworben hat. Nur eines gebietet mir das Lehrfach, das ich verübre, hier wenigstens zu erwähnen. Vor zwanzig Jahren war mir vergönt, von dieser Stelle aus Kaiser Wilhelm an seinem 80. Geburtstag als den Gesetzgeber zu preisen, der die Einheit des deutschen Rechtes begründete. Erst 1889 ist dann durch Heinrich von Sybel bekannt geworden, welchen Eifer der hochselige Herr dem Werke der Justizgesetzgebung widmete, dass er sich einen Kursus der Rechtsencyclopädie vortragen liess, und dass nach seinem Tode unter seinen Papieren zahlreiche engbeschriebene Bogen gefunden wurden, auf denen er sich Auszüge aus den ihm vorgelegten Gesetzentwürfen gemacht hatte, um deren Sinn besser zu erfassen. Vieles von dem, was vor zwanzig Jahren vorbereitet, zum Teil nur geplant war, ist seitdem zum Gesetz geworden. Wie sehr haben sich inzwischen die Dinge geändert! Damals galt es gegen die Anschauung zu kämpfen, dass der Rechtsparticularismus in der Eigenart des deutschen Volkes begründet sei und dass uns der Beruf zur Gesetzgebung fehle. Jetzt fühlt man sich versucht, vor dem allzu raschen Tempo der Gesetzgebung und vor allzu schroffem Bruch mit der Vergangenheit im Rechtsunterrichte zu warnen und für schonende Aufrechterhaltung particulärer und provinzieller Sonderbildungen einzutreten.

Unübertrefflicher Meister war Kaiser Wilhelm in der hohen Herrscherkunst bei der Auswahl seiner Getreuen die rechten Männer an die rechte Stelle zu setzen und ihre heroischen Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu verwerten, indem er sie unter eigener Verantwortung mit weit gehender Selbstständigkeit walten liess. Aber freilich jeden nur als Fachmann in der Beschränkung auf das ihm zugewiesene Fach. Er hielt streng auf

scharfe Scheidung der Ressorts. Schon darum allein wäre in seinem Staate kein Raum gewesen für die Ausbildung irgend einer Art von Hausmeiertum, wie es einst den merowingischen Königsgeschlechtern nur deshalb verhängnisvoll werden konnte, weil das oberste Hofamt des maior domus von vornherein mit einer bedeutenden militärischen Funktion, mit der Führung der königlichen Gefolgschaft, verbunden war und dann allmählich die sämtlichen Ressorts der obersten Staatsverwaltung an sich zog.

Wie nur je ein germanischer Gefolgsherr seinen Gefolgsleuten, hat Kaiser Wilhelm den Getreuen, die er erprobt hatte, die Treue bewahrt. Keine geringe Aufgabe war es für ihn, seines Volkes besten und bestverleumdeten Mann, der ihm in der schwersten Krisis heldenhaft zur Seite getreten, gegen das zahllose Heer offener und versteckter Widersacher ein Vierteljahrhundert hindurch im leitenden Amte zu halten. Wie grossartig wirkt die rückhaltlose Anerkennung und die edle Herzenswärme, die aus den kaiserlichen Zusehriften an Bismarck und Moltke strömt! Und ein geradezu erschütterndes Bild ist es, wie der greise Herrscher 1879, den rechten Arm von dem Nobiling'schen Attentäter in der schwarzen Binde tragend, den Grafen Roon auf dem Sterbebette besuchte, wie er, zum Abschied nach oben weisend, ausrief: „Grüssen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!“ und wie er dann im Nebenzimmer das Tuch vor die nassen Augen haltend in lautes Schluchzen ausbrach.

Treues Festhalten am gegebenen Worte kennzeichnet auch seine Stellung zu den Verfassungsfragen des Staates und des Reichs. Antänglich hegte er schwere Bedenken gegen die Einführung einer Repräsentativverfassung in Preussen. Aber nachdem sie bewilligt war, betrachtete er es als hohe Pflicht, offen und gewissenhaft dafür einzutreten und der konstitutionellen Monarchie

seine Kräfte zu weihen. Wenn die Gründung des Reiches so verhältnismässig glatt von statten ging, so war dies in erster Linie dem allgemeinen Vertrauen in die allbekannte Vertragstreue des Königs zu danken, der auf die Rechte der verbündeten Fürsten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit Rücksicht nahm. Sehr mit Unrecht hat man ihn einst als starren Feind von Neuerungen in Verruf gebracht. „Wer in dem Streben der Völker, so sagte er 1848, ihre Zustände zu verbessern Revolutionen sieht, der macht Revolutionen. Es ist Pflicht der Regierung, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie zu leiten“. Dass er es verstand, den im Wechsel der Verhältnisse begründeten Forderungen der Zeit mit Klugheit gerecht zu werden, bezeugt die stattliche Reihe fundamentaler Reformwerke, die seine langjährige Regierung aufzuweisen hat.

Der hochselige Herr war zwar eine echt soldatische Natur, aber kein eigentlich kriegerischer Fürst. Es wurde ihm unendlich schwer, das Wort Krieg auszusprechen. So lehnte er es 1863 trotz günstiger Konjunktur rundweg ab, an Russlands Seite gegen Frankreich und Oesterreich das Schwert zu ziehen. Die Kämpfe des Jahres 1864 hat ihm dänischer Starrsinn aufgezwungen. Die unvermeidliche Auseinandersetzung mit Oesterreich suchte er zunächst durch den Abschluss der Gasteiner Konvention hinauszu­schieben, und nur ungern entschloss er sich zu dem Waffengange des Jahres 1866. Mit weiser Nachgiebigkeit vermied er 1867 den Kampf, der wegen Luxemburgs mit Frankreich auszubrechen drohte. Wie seine kürzlich publizierten Briefe an Königin Augusta auch dem Zweifelsüchtigen klar beweisen, ging er bis an die äusserste Grenze der Friedensliebe, als 1870 französischer Frevelmuth ihm die Waffe aus der Scheide zog. So konnte er jeden seiner Kriege mit reinem Gewissen beginnen. „Ich bin ein Feind des Krieges“, sagte er 1887 zu einem Franzosen;

Wir werden uns, so lange ich lebe, nur schlagen, wenn man uns angreift. Würde ihm aber der Krieg aufgenötigt, dann ging er nicht mit ungestümmem Kampflust und vorzeitiger Siegesgewissheit, sondern mit ruhigem Gottvertrauen und zugleich mit dem vollen Bewusstsein der ganzen Schwere seiner verantwortlichen Aufgabe in den Streit. Als 1870 seine Reise ins Feldlager durch den brausenden Jubel des Volkes ein wahrer Triumphzug wurde, schrieb er von Mainz an die Königin Augusta: „Die Zukunft ist unsicher, und erst nach schweren Kämpfen wird sich Gottes Wille kund thun. Darum ist jeder Jubelruf wie ein Schrei der Mahnung, was alles erwartet wird, so dass mein Inneres diesen Jubel nicht teilt.“

In seiner täglichen Lebenshaltung war Kaiser Wilhelm von rührender Anspruchslosigkeit. Er schlief auf schlechtem, eisernen Feldbett, und noch im französischen Kriege kam es gelegentlich vor, dass er sein Bett den Verwundeten abtrat. Nicht leicht war er zu bewegen einen lange getragenen Mantel zurückzusetzen. Weisse Taschentücher, die er von der Königin Luise hatte, mussten immer wieder ausgebessert werden. Er kehrte von der Petroleumlampe zur Oellampe zurück, weil er sich nicht abgewöhnen konnte, bei zeitweiligem Verlassen des Arbeitszimmers nach dem häuslichen Brauch seiner Jugendzeit den Docht herunterzuschrauben. Im Traume soll ihm mitten in die Sorge um seine braven Truppen gequält haben. Er träumte, dass sie sich zu tollkühn in das feindliche Feuer vorwagten und dass er zu ihnen hinsprengen müsse, um sie zurückzuhalten. Wir begreifen solchen Gewohnheitstraum, wie ihn Napoleon I. wahrscheinlich nie geträumt hat, bei dem menschenfreundlichen Kaiser, der mehr an die Seinen als an sich zu denken gewohnt war, wir begreifen ihn bei dem Helden, der, als er nach dem Nobiling'schen Attentat Bewusstsein und Sprache wieder erlangte, in einer seiner ersten

Fragen sich nach dem Schicksal des Kutschers und des Dieners erkundigte. Der hochselige Herr hatte namentlich im höhern Alter das Bedürfnis mit der Bevölkerung in gewisser Fühlung zu bleiben. Er freute sich an der aufrichtigen Freude des Volkes und war insofern nicht ganz unempfänglich für die spontanen Huldigungen, die ihm die Berliner darzubringen pflegten, wenn er beim Aufziehen der Wache am Fenster erschien. Und um den braven Leuten diese Freude nicht zu verderben, lehnte er es ab, dass Doppelfenster angebracht würden, die ihm gegen die Zugluft schützen sollten.

Frei von genialer Einseitigkeit, ein durchaus ebenmässig angelegter Geist und im Vollbesitze seelischen Gleichgewichtes, war Kaiser Wilhelm nichts weniger als das, was ein höchst moderner und unschöner Ausdruck einen Uebermenschen nennt, aber dafür, wie einst Fürst Bismarck sagte, ein Mensch in allen Stücken. Gerade darum ist in seiner lebenswürdigen Persönlichkeit neben dem vielen Licht so herzlich wenig Schatten zu entdecken. Gerade darum steht er den Herzen seines Volkes so menschlich nahe im Gegensatz zu anderen grossen Monarchen, die auf ihrer einsamen Höhe, wie z. B. Friedrich der Grosse, dem Volke eigentlich unnahbar blieben. Seiner Jugend hatte der rechte Sonnenschein gefehlt. Die Befreiungskriege nannte er selbst den ersten Lichtpunkt seines Lebens. Auch in seine späteren Jahre fiel so mancher Wermutstropfen, der selbst eine starke Seele auf die Dauer hätte verbittern können. Dennoch blieb er frei von Verdüsterung und Menschenverachtung, eine sonnenhelle Natur, eine in Güte, Weisheit und Heldentum leuchtende Gestalt, die noch in fernster Zukunft die Geschichte des deutschen Volkes durchstrahlen wird.

Wenn je ein Herrscher nicht für sich, sondern für andere, nicht für seine Lebenszeit, sondern für die kommende Generation

gearbeitet, gelitten und gestritten hat, so trifft dies bei Kaiser Wilhelm I. zu. Die Einigung Deutschlands hatte er nicht selbst mehr zu erleben gedacht, sondern sich nur berufen gefühlt sie vorzubereiten, auf dass sie sich unter seinem Sohne oder Enkel vollziehe. Noch im höchsten Alter hat er um der Zukunft willen die Lasten der sozialen Gesetzgebung auf sich genommen und in einer Botschaft von bahnbrechender Bedeutung die hohe Wahrheit verkündet, dass der Staat verpflichtet sei einzugreifen in die harten Kämpfe der Interessen und auch auf wirtschaftlichem Gebiete die Idee der ergänzenden Gemeinschaft zur Geltung zu bringen. Und wenn er nach der Rückkehr aus dem französischen Kriege in Berlin in der Antwort auf den Gruss der städtischen Behörden die bedeutungsschwere Mahnung aussprach: „Sorgen wir, dass es Tag bleibt“, so war dieses Wort nicht nur an die lebenden, sondern auch an die kommenden Geschlechter gerichtet.

Soll die weihevollte Stimmung der allgemeinen Gedächtnisfeier dauernden Segen bringen, so gilt es jene Mahnung des Verewigten wohl zu beherzigen. Auch für die Gegenwart und für die Zukunft gilt sein denkwürdiger Ausspruch: „Es ist Preussens Bestimmung nicht, dem Genuss der erworbenen Güter zu leben.“ Wie der hochselige Kaiser bekanntlich keine Zeit hatte müde zu werden, so hat auch das deutsche Volk keine Zeit sich den Luxus schläfriger Abspannung zu gönnen.

Hochgeehrte Festgenossen, Committonen! Sie werden dann das Lied singen, in welchem seit einem vollen Jahrhundert die angestammte Treue gegen das Herrscherhaus der Hohenzollern zu nationalem Ausdruck gelangt. In dieser Treue wollen und werden wir festhalten, was wir durch unseren Heldenkaiser gewonnen haben, den felsenfesten Glauben an das Vaterland und dessen

Zukunft, den Sinn für nationale Ehre und nationale Pflicht. In der Treue gegen Kaiser und Reich wollen wir das Vermächtnis des Verewigten erfüllen, indem wir nach dessen Vorbild jeder zu seinem Teile in redlicher Arbeit uns bemühen, dass es Tag bleibt.